

5. Kapitel des Generalabtes M-G. Lepori OCist für den KMA – 29.08.2014

„Schön bist du, meine Freundin, ja, du bist schön!“ (Hld 1,15; vgl. 4,1; 6,4; 7,7).

Gestern habe ich gesagt, dass der Blick Jesu dem Menschen seine echte Schönheit, die wirkliche Schönheit gibt, die nie ein Schönsein an sich ist, sondern eine Einladung des göttlichen Verlangens nach Beziehung, Gemeinschaft, Freundschaft.

Es ist jene Schönheit, welche eines Tages die Samariterin am Jakobsbrunnen entdeckt hat. Die Samariterin ist eine verbrauchte Frau wie kaum eine andere in der Bibel; fünfmal wurde sie verstossen, fünfmal von ihren Männern verwünscht. Tiefste Minderwertigkeitsgefühle und Selbstverachtung hatten sich in ihrer Seele eingegraben. Sie hatte die Erfahrung gemacht, ständig zurückgewiesen, abgelehnt zu werden, nicht nur von den Männern, sondern auch von der Gesellschaft, so dass sie zum Brunnen kommt, wenn niemand dort ist, wenn sie nicht Gefahr läuft, mit jemandem zusammen zu treffen, am Mittag, in der brütenden Hitze. Auch sie eine geschwärzte Taube, die sich versteckt.

Und Jesus ist da für sie, so als hätte er sie schon immer gesucht, um mit ihr zu sprechen, um ihr die tiefsten Dinge anzuvertrauen, die er in seinem Herzen trägt und über die er noch nicht einmal mit seinen Jüngern gesprochen hat: „Wenn du wüsstest, worin die Gabe Gottes besteht und wer es ist, der zu dir sagt: Gib mir zu trinken!, dann hättest du ihn gebeten, und er hätte dir lebendiges Wasser gegeben. (...) Wer aber von dem Wasser trinkt, das ich ihm geben werde, wird niemals mehr Durst haben; vielmehr wird das Wasser, das ich ihm gebe, in ihm zur sprudelnden Quelle werden, deren Wasser ewiges Leben schenkt. (...) Die Stunde kommt und sie ist schon da, zu der die wahren Beter den Vater anbeten werden im Geist und in der Wahrheit; denn so will der Vater angebetet werden. Gott ist Geist und alle, die ihn anbeten, müssen im Geist und in der Wahrheit anbeten“ (Joh 4,10-24). Schliesslich gibt er sich als Messias zu erkennen, die entscheidende Offenbarung jeden Mysteriums: „Ich bin es, ich, der mit dir spricht“ (Joh 4,26).

Der Moment, wo Christ mit uns über seine Beziehung zu ihm spricht, ist zugleich der Moment, wo er uns unsere wirkliche Schönheit offenbart. Dafür ist er gekommen, dafür ist er der Messias, um uns zur Gemeinschaft mit ihm zu berufen. Er ist das menschengewordene Wort Gottes, in dem alles seinen Bestand hat, das zu uns kommt, um ganz persönlich und ohne Vorbedingungen mit uns zu sprechen. „Ich bin es, ich, der mit dir spricht.“ Wir sind dazu berufen, diesen Christus in der mystischen Dimension des christlichen Lebens wieder zu finden. Wir sind berufen den zu finden, der uns sucht, der schon da ist, um mit uns zu sprechen, der uns sogar dahin vorausgeht, wo wir uns verstecken wollen, um der Begegnung auszuweichen, um mit unserem kleinen Krug Wasser zu schöpfen, das niemals unseren Durst löschen kann, um unsere Sehnsucht zu stillen mit unserem vermeintlich letzten „Mann“, den wir glauben gewonnen zu haben, und dessen wir uns doch schämen. Die Samariterin wagt es nicht mehr, einen Gatten zu haben, und wahrscheinlich will niemand mehr sie zur Frau nehmen.

Und auf einmal merkt sie, dass ihr orientierungsloses Leben sie zum Bräutigam geführt hat, der jede Seele grenzenlos liebt. Wäre sie nicht die Frau gewesen, die sie war, wäre sie nicht im Versteckten zu dieser Stunde Wasser schöpfen gegangen. Aber gerade das ist das Wunder, dass die Stunde unseres Elendes zur Stunde der Barmherzigkeit wird; dass gerade die Stunde unserer Misere und nicht eine andere Stunde, eine würdige, eine Stunde der Ehre, sich mit der Stunde der Barmherzigkeit deckt. Die Stunde, wo wir uns schämen, wird zur Stunde, die uns ehrt. Die Stunde, zu der die Samariterin die letzten Spuren ihrer Schönheit unter der brennenden Sonne verschleisst – wie die Braut im Hohelied: „Schaut mich nicht so an, weil ich gebräunt bin. Die Sonne hat mich verbrannt“ (Hld 1,6) – in dieser Stunde entdeckt die Samariterin, wie schön sie ist in den Augen Jesu des Christus, so schön, dass sie nicht mehr daran denkt, sich zu verstecken und das ganze Dorf aus der Mittagsruhe wecken geht, um alle zum Messias zu führen.

Wir übersehen meist, dass diese Frau mit Christus nicht nur die Schönheit einer Braut zurückgewinnt, sondern auch die Fruchtbarkeit einer Mutter. Denn eigentlich bringt sie ihr ganzes Volk zur Welt, indem sie es zur persönlichen Begegnung mit Jesus führt, der sie neu geschaffen und erlöst hat. „Noch viel mehr Leute kamen zum Glauben an ihn aufgrund seiner eigenen Worte. Und zu der Frau sagten sie: Nicht mehr aufgrund deiner Aussage glauben wir, sondern weil wir ihn selbst gehört haben und nun wissen: Er ist wirklich der Retter der Welt“ (Joh 4,41-42).

„Weil wir ihn selbst gehört haben“: Für jeden Einzelnen ist Jesus zum Messias und Erlöser geworden, der zu jedem sagt: „Ich bin es, ich, der mit dir spricht“. Dazu hat die Samariterin sie geboren, hat sie sie zum Leben geführt in der Begegnung mit Christus. Das war nur möglich, weil sie zuerst sich von seinem Blick, von seinem Wort erfassen liess, trotz allem, von ihm, der ihr Gesicht und ihre Stimme suchte, der die Schönheit in ihrem Gesicht und ihrer Stimme suchte, die Schönheit, die in der Begegnung mit ihm, im Gespräch mit ihm, in seinem Blick neu aufblüht.

Wenn die mystische Erfahrung der Begegnung mit Christus echt ist, hat sie immer eine missionarische Dimension.

Papst Franziskus betont das im Apostolischen Schreiben *Evangelii gaudium*, vor allem im Abschnitt, den ich schon am zweiten Tag zitiert habe: „Wie gut tut es uns, zuzulassen, dass er unser Leben wieder anrührt und uns drängt, sein neues Leben mitzuteilen! (...) Dazu ist es notwendig, einen *kontemplativen* Geist wiederzuerlangen, der uns jeden Tag neu entdecken lässt, dass wir Träger eines Gutes sind, das menschlicher macht und hilft, ein neues Leben zu führen. Es gibt nichts Besseres, das man an die anderen weitergeben kann.“ (§ 264)

Vergessen wir nicht das missionarische Wirken der Samariterin, und übrigens auch der Maria Magdalena, und deren Verkündigung des Evangeliums, denn das lässt uns verstehen, dass eine Sendung, ein Amt, ein Dienst immer von einer bräutlichen Begegnung mit Christus ausgehen muss.

In diesem Zusammenhang denke ich an einen ausserordentlich wichtigen Gedanken in der Rede des heiligen Augustinus über das Hirtenamt: „Als Christus seine Herde dem Petrus, also einem andern, anvertraute, wollte er, dass Petrus eins sei mit ihm; er wollte selber das Haupt sein, während Petrus den Leib darstellte, d.h. die Kirche, und dass sie somit wie Braut und Bräutigam ein Fleisch seien. Als er also Petrus seine Herde anvertraute, was hat er ihm da gesagt, damit er sie nicht eigentlich weggab, einem andern übergab? Petrus, liebst du mich? Ich liebe dich. Und ein zweites Mal: Liebst du mich? Und Petrus antwortet: Ich liebe dich. Zum dritten Mal: liebst du mich? Und Petrus antwortet: Ich liebe dich (vgl. Joh 21,15-17). Er stärkt die Liebe, um die Einheit zu festigen. Er allein ist also der Hirte in ihnen, und sie sind nur Hirten in ihm.“ (46,29-30)

Ich habe das Zwiegespräch Jesu mit Petrus am Ufer des Sees Genezareth, wie Johannes es im 21. Kapitel seines Evangeliums berichtet, immer ein wenig als das Hohelied des Petrus empfunden. Petrus erhält hier den Auftrag, die ganze Fruchtbarkeit seines Amtes und aller Hirten der Kirche in der liebenden *Communio* mit Christus zu begründen, in der liebenden Gemeinschaft, in der Christus die treulose Braut, die ihn verraten hat, die nur noch schön ist im segnenden Blick des Bräutigams, an sich bindet.

Wenn wir uns verstecken hinter den Bäumen oder in den Ritzen der Felsen jeglicher Art, dann entziehen wir uns dieser Erfahrung, dann verzichten wir auf diese Begegnung. Dessen müssen wir uns bewusst bleiben. Meist passiert uns das nicht so sehr durch Untreue dem Bräutigam gegenüber, als vielmehr aus Vernachlässigung der bräutlichen Dimension jeder christlichen Berufung. Ich glaube, dass die Tendenz, lieber Sklave des Bräutigams als seine geliebte, gesegnete Braut zu sein, das dunkelste Schlupfloch, die äusserste Ritze im Felsen ist, aus der man die Taube fast nicht herauslocken kann. Es gibt wie eine mystische Krise im Herzen der christlichen Berufungen. Eine Krise im Zentrum der Erfahrung mit Christus, die er selber uns schenken will, der Erfahrung, um die er bittet, für die er uns sucht, zu der er uns ruft. Eine Krise der Freundschaft mit Christus, dem Bräutigam der Seele – ein Ausdruck, der uns veraltet und kitschig vorkommt, ein Überbleibsel aus dem 19. Jahrhundert – Krise der Vernachlässigung des Wichtigsten in der christlichen Erfahrung, nämlich ein Herz und eine Seele mit ihm zu sein, gewissermassen ein „Herz in Herz“ mit Christus. Wie viel tun wir in unserem Ordensleben wie Sklaven und nicht wie Freunde Christi, und daher tun wir es ohne Leidenschaft, ohne Begeisterung und freudlos!